die Bashirs Luftwaffe trotzen

n den Rebellen und den sudanesischen Regierungstruppen. Nun droht eine weitere mpf gegen das Regime in Khartum. *Eine Reportage von Johannes Dieterich, Lwere*

cken versuchen sie, den Albtraum zu überleben. Foto: Jürgen Escher (Cap Anamur)

Rebellenoffizier Mubarak wartet auf die nächsten Angriffe. Foto: Johannes Dieterich

Rebellentruppen unterwegs an die ungewisse Front. Foto: Jürgen Escher (Cap Anamur)

ghum und Sesam höchstens noch für drei Monate aus. Was danach geschieht, weiss Mutter Hassan nur mit einem Achselzucken zu beantworten.

Internationale Organisationen, die sich um Tungolis Höhlenmenschen kümmern, gibt es nicht. Kaum ein Hilfswerk hat sich jemals in die Nuba-Berge verirrt. Und die wenigen Organisationen, die hier wie die christlich-fundamentalistische Samaritan's Purse ausser den unzähligen Kirchen auch einige überlebenswichtige Einrichtungen wie Brunnen bauten, brachten sich nach Ausbruch des Krieges schnell in Sicherheit. In der gesamten Region, die etwa einem Viertel der Schweiz entspricht und einst mindestens 400 000 Menschen beheimatet hat, halten sich derzeit lediglich zwei Mitarbeiter ausländischer Hilfswerke auf: ein im Dienst der katholischen Kirche arbeitender amerikanischer Arzt und Raphael Veicht, der im Auftrag der deutschen Hilfsorganisation Cap Anamur das Spital von Lwere über Wasser hält.

Mancher Patient hat schon mehrere Nachtmärsche hinter sich, wenn er schliesslich das mit zwei OP-Tischen und eigenem Labor ausgestattete Krankenhaus erreicht – schwer Erkrankte werden zuweilen kilometerweit im Bett herbeigeschleppt. Der im Münchner Universitätskrankenhaus zum Intensiv- und Anästhesiepfleger ausgebildete Veicht schneidet Geschwüre auf, päppelt unterernährte Kinder auf, gibt vom Bombenterror in die Depression gejagten Frauen Stimmungsaufheller und zieht verletzten SPLA-Kämpfern Granatsplitter aus dem Leib. Das würde er auch mit Regierungssoldaten tun, beharrt Veicht auf seiner Neutralität: Nur, dass diese weder von Bomben beworfen noch sich jemals nach Lwere verirren würden. Hin und wieder muss auch der beleibte Bayer beim Nahen einer Antonow aus seinem Behandlungszimmer rennen, um in einem der zahllosen hier ausgehobenen Erdlöcher Schutz zu suchen: Jüngst detonierte eine Rakete nicht weit vom Hospital entfernt. «Sie müssen gar nicht unbedingt treffen, um ihr Ziel zu erreichen», sagt Veicht: Dem Regime in Khartum genüge es, wenn es die Bevölkerung ver- oder in den Wahnsinn treibe.

> **«Sie müssen gar nicht unbedingt treffen, um ihr Ziel zu erreichen.»**
> Raphael Veicht, Pfleger im Spital von Lwere

Es ist erst zehn Uhr morgens, doch Jusif Kafi Durfan rinnt der Schweiss bereits in Strömen von der Stirn. Der 36-Jährige führt einen kleinen Flüchtlingstreck an, der aus zwei beladenen Velos, seiner Schwägerin und deren sechs Kindern besteht. Durfans Bruder wurde im September von einer Bombe zerfetzt: Sie traf ihn, als er aus dem Schutz der Felsen nochmals schnell zur Hütte rennen wollte, um etwas Essen zu holen. Seine eigene Familie hat Durfan bereits vor vier Monaten über die Grenze ins südsudanesische Flüchtlingslager Yida gebracht, und jetzt ist die Familie des verstorbenen Bruders dran. «Für keinen von uns», sagt der Farmer ausdruckslos, «gibt es hier noch eine Zukunft.» An seinem Fahrrad hängen Pfähle, die zu einem Bett zusammengesteckt werden können; auf den Gepäckträger sind Plastikplanen und Wasserkanister geschnürt; die Schwägerin balanciert eine Wanne mit Kochgeschirr auf dem Kopf – mehr ist der Familie nicht geblieben.

Manche gehen zu Fuss, andere mit dem Velo, wieder andere haben das Glück, einen Platz auf einem Lastwagen zu ergattern. Es ist kein Strom, eher ein stetiges Tröpfeln, mit dem sich die Nuba-Berge entleeren: Fast die Hälfte der Bevölkerung hat bereits ihre Heimat verlassen. Das einst quirlige Kauda liegt abends wie ein Geisterstädtchen stromlos in der Dunkelheit, der Markt besteht aus leeren Tischen, sämtliche Mobilfunksender funktionieren nicht mehr.

«Wir haben gar nichts dagegen, wenn unsere Leute weggehen», sagt Vizekommandant Philip Kawa im Hauptquartier der Rebellen: «Im Gegenteil, wir ermuntern sie dazu.» Lieber würden sie den Krieg in einem leeren Land führen, als die Zivilbevölkerung in Mitleidenschaft zu ziehen, meint der Rebellenkommandant – für ihre Versorgung könnten sie selber sorgen. Vom Optimismus seines Frontkommandanten ist Kawa trotzdem weit entfernt. «Dieser Krieg kann noch Jahre dauern», räumt der Brigadegeneral ein: «Wir befinden uns derzeit in der Defensive.» Grund dafür sei nicht zuletzt das Desinteresse der internationalen Gemeinschaft: Die habe zwar Ghadhafi mit einem Flugverbot belegt, doch die Luftwaffe des als Völkermörder angeklagten sudanesischen Präsidenten Omar al-Bashir könne ihr Unwesen treiben. «Tut was dafür, dass sich das ändert», fordert Kawa.

Internationales Desinteresse

Neun Monate nach Kriegsbeginn wird auf der Seite der Rebellen der Volkssturm mobilisiert. Nicht weit von der Front in Toroge entfernt trainiert am Wegrand ein Bataillon neuer Rekruten, viele von ihnen in Badelatschen, unter ihnen der grauhaarige Jusif al-Doud Suleiman, der einst im schwäbischen Blaubeuren Deutsch gelernt hat. Beim Robben über den trockenen Boden hält der 48-Jährige als Gewehrersatz einen Holzprügel in der Hand: «Ich bin keineswegs zu alt», insistiert der studierte Landvermesser: «Hier muss jetzt jeder helfen.»

Juma hat es geschafft. Nach zweitägigem Fussmarsch aus dem Kriegsgebiet bei Toroge ist der 9-jährige Bub mit seiner Mutter und drei Geschwistern im südsudanesischen Flüchtlingscamp Yida angekommen: Bald wird er zum ersten Mal in seinem Leben zur Schule gehen können. Wirklich sicher ist der abgemagerte Junge mit den ängstlich aufgerissenen Augen allerdings auch hier nicht: Im November bombardierte Khartums Luftwaffe selbst das im Nachbarland gelegene Lager – eine Bombe landete mitten auf dem Schulgelände. Auch wird sich Juma kaum satt essen können, denn die rund 30 000 in Yida lebenden Flüchtlinge haben mit einem Drittel der anderswo üblichen Tagesration auszukommen – mehr steht Gavin Gramstad vom US-Hilfswerk Samaritan's Purse zur Verteilung nicht zur Verfügung.

Vom Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen werde das Camp praktisch ignoriert, klagt der Stationschef: Auf diese Weise sollten die Nuba zum erneuten Umzug bewogen werden, weil das Lager den UNO-Beamten viel zu nahe am Kriegsgeschehen liege.

Nachts um zehn Uhr haben die Flüchtlinge dann ausnahmsweise Grund zur Freude, denn unter dem Jubel der Campbewohner passieren mehrere Hundert südsudanesische SPLA-Soldaten auf Lastwagen das Lager in Richtung Grenze: Es heisst, sie würden zur Verstärkung ihrer einstigen nubischen Waffenbrüder zur Front nach Toroge gebracht. Bisher hatte sich der Südsudan aus dem Konflikt im Nachbarland zumindest offiziell herausgehalten: Angesichts des sich auch in anderen Bereichen rapide verschlechternden Verhältnisses zwischen den beiden Bruderstaaten werden die Visiere jetzt offenbar geschlossen. «Wenn sich die Welt auch weiter nicht darum kümmert, was hier passiert», sagt ein in Yida tätiger katholischer Priester, «dann Gnade uns Gott.»

Iraner zündet Bombe in Bangkok

Bei einem Anschlag in der Hauptstadt Thailands ist der Attentäter schwer verletzt worden. Er stammt vermutlich aus dem Iran.

Von Tobias Matern, Bangkok

Bei drei Explosionen in Bangkok sind am Dienstag fünf Menschen verletzt worden. Einer der Attentäter verlor beide Beine, als eine Granate in die Luft ging. Er soll nach Angaben der thailändischen Polizei ein iranischer Staatsbürger sein. Die israelische Regierung teilte mit, es gebe keine Anzeichen, dass die Detonationen in Bangkok gegen Juden gerichtet gewesen seien, «aber wir können nichts ausschliessen», wie es ein Sprecher des israelischen Aussenministeriums ausdrückte. Am Montag war es in Indien zu einem Bombenanschlag auf einen israelischen Diplomatenwagen gekommen, in Georgien war ein Anschlag fehlgeschlagen.

Thailands Ministerpräsidentin Yingluck Shinawatra sagte, die Bevölkerung habe «keinen Anlass zur Panik, weil der Verantwortliche festgenommen wurde». Am Abend gingen die Menschen in der Sukhumvit Soi 71, dem Ort des Anschlags, ihren gewohnten Tätigkeiten nach – die Garküchen waren gut gefüllt, um die Marktstände drängten sich zahlreiche Kunden.

Granate in Taxi geworfen

Am Nachmittag war es zunächst zu einer Explosion in einem Haus gekommen, das der Attentäter bewohnt haben soll. Diese erste Detonation war offenbar versehentlich verursacht worden. Drei Männer flüchteten nach Angaben der Behörden aus dem Haus, einer von ihnen blutete. Als ein Taxifahrer sich weigerte, ihn mitzunehmen, warf der Mann eine Granate auf den Wagen. Die eintreffende Polizei soll er nach offizieller Darstellung ebenfalls mit einer Granate beworfen haben, diese allerdings landete in seiner unmittelbaren Nähe; so habe der Mann beide Beine verloren, teilte die Polizei mit. In Medienberichten hiess es, am Abend sei ein weiterer Verdächtiger am Flughafen in Bangkok verhaftet worden, der mit den Detonationen in Zusammenhang gebracht wird. Auch bei dieser Person soll es sich um einen Iraner handeln.

Israel hatte den Iran bezichtigt, hinter dem Bombenanschlag in Delhi zu stehen. Teheran wies dies zurück. Bei dem Angriff waren die Frau des israelischen Militärattachés, ihr Fahrer und zwei weitere Menschen verletzt worden. Die indische Regierung teilte am Dienstag dagegen mit, es gebe noch keine konkrete Spur, die auf die Beteiligung eines speziellen Landes hindeute.

Referendum gegen die Republik Kosovo

Die Serben im Norden Kosovos wollen in einer Volksabstimmung darüber entscheiden, ob sie die albanisch dominierten Institutionen Kosovos anerkennen oder nicht. Das Referendum begann am Dienstag und soll heute zu Ende gehen. Die Frage auf dem Stimmzettel lautet: «Akzeptieren Sie die Institutionen der sogenannten Republik Kosovo?» Es wird erwartet, dass die überwiegende Mehrheit der etwa 35 000 Stimmberechtigten mit «Nein» antwortet.

Mit der eigenmächtig organisierten Abstimmung wollen die nationalistischen Führer der Serben im Norden zeigen, dass sie sich keinesfalls mit der Unabhängigkeit Kosovos abfinden. Sie werden seit dem Ende des Kosovo-Krieges 1999 von ihrem «Mutterland» Serbien finanziell unterstützt und sabotieren jeden Versuch internationaler Organisationen, im Norden für Recht und Ordnung zu sorgen. Die Region wird inzwischen auch von westlichen Sicherheitsexperten als Räubernest beschrieben, in dem serbische und albanische Schmugglerbanden ihr Unwesen treiben.

Offiziell lehnt die serbische Regierung die Abstimmung in Nordkosovo ab, weil sie befürchtet, die EU werde weiterhin die Annäherung Serbiens blockieren. Staatschef Boris Tadic fordert eine weitgehende Autonomie für den Norden Kosovos. *(enr)*